

Feierabend

Unterhaltungs-Beilage
der
Sächs. Volkszeitung

Nr. 6

Sonntag den 7. Februar

1909

Schweizer Kulturkampfbilder.

Von F. Grandaux.

5. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Langsam zogen die Tage dahin; Schwester Alara blieb stets, nach wie vor, gleich freundlich und liebevoll, gleich anspruchslos und bescheiden. Sie schien nichts anderes zu suchen, als die Leiden der Kranken zu erleichtern, und wenn Eugenie zeitweise in einen Schlummer versiel, dann betete sie, nicht bloß für die Genesung des Körpers, sondern auch für deren Seelenheil. Eugenie hatte ihr schon zugestimmt, daß die Freuden der Welt doch weiter nichts, als eitles Glitterwerk seien, und daß es traurig sei, wenn das Erdendasein nur Selbstzweck sei ohne höhere, ideale, ewige Zwecke; daß es töricht sei, wenn des Menschen Streben in der Sorge um irdische Güter aufgehe und er eitel sei auf seine Person, sein armeliges Ich, das ein Windstoß knicken und brechen könne.

Hatte Eugenie nicht das beste Beispiel an sich selbst? Vor kurzem noch war sie stolz auf ihre Figur, ihre Kleider, ihr Geld; — jetzt lag sie hilflos da, sich selbst zum Eckel, verlassen von ihren Freunden, welche die Anstreckung besürchteten, die Kleiderpracht war ein Hohn auf sie selbst, das Geld konnte ihr nicht helfen, nur die christliche Liebe.

„Wenn es Engel gibt,“ sagte sie am dritten Tage zu ihrer Mutter, „so ist Schwester Alara ein solcher; ich kann ihr nie entgelten, was sie an mir getan.“

Die Schmerzen waren, wenn auch noch groß, so doch infolge der aufmerksamen Pflege erträglicher geworden; gewann auch noch manchmal bei der Patientin die Ungeduld die Oberhand, so war Eugenie doch weit gefähler, wie früher. Die Sanftmut der Nonne entwaffnete sie, und da wie eine Klage, ein Vorwurf, ein hartes Wort über deren Lippen kam, so gab sich die Kranke mehr und mehr Mühe, einer solchen Behandlung würdig zu erzeigen, während die Ungeduld der ersten Wärterinnen ihren Mißmut nur verschärft hatte. Die „unmenseliche“ Eugenie war trotz ihrer Leiden so sanft geworden, wie die Mutter sie selbst in gesunden Tagen nie gekannt.

Eines Mittags ging Frau Werner ihrem heimkehrenden Manne mit allen Zeichen großer Erregung entgegen.

„Was gibt's, Angela?“ fragte er besorgt.

„Robert, ich möchte vor Scham in die Erde sinken!“

„Nun, so sprich doch, was ist geschehen?“

„Weißt du auch, wer Schwester Alara, die unsere Tochter so unermüdt pflegt und vom Tode errettet, ist?“

„Wie sollte ich? Vielleicht eine Bekannte?“

„Sie ist die Tochter des Kramer, dem du gekündigt, weil — —“

„Angela!“

„Es ist gewiß; ich habe es soeben erfahren.“

Werner schritt erregt auf und ab; nach einer Weile fragte er: „Ob sie denn weiß, wie ich ihren Vater behandelt?“

„Ohne Zweifel.“

„Und dennoch hat sie sich unseres Kindes mit solcher Liebe angenommen! Das ist viel, sehr viel, mehr, als ich für menschenmöglich hielt. Ich muß ihre Eltern entschädigen, die Kündigung zurücknehmen.“

„Das mußt du, und noch etwas mehr tun, als das.“

„Du sollst mit mir zufrieden sein; ich werde mein Unrecht fühlen.“

Noch am selben Nachmittage begab sich der reiche, vornehme Herr Werner in höchst eleganter Person in die enge Gasse zu dem armen, aus dem Dienste entlassenen ehemaligen Stassierer Kramer und klopfte an dessen Tür an. Der alte Mann erschrak nicht wenig, Werner eintreten zu sehen.

„Nun, Kramer,“ fragte er freundlich, haben Sie schon eine neue Wohnung?“

„Ach, Herr Werner, drängt es denn so sehr? Es gibt Wohnungen genug, aber alle sind so teuer . . . und ich verdiene nichts mehr. Habt doch Mitleid mit mir.“

„Ich komme nicht in böser Absicht; ich war neulich etwas heftig und verdrießlich, wollen Sie das vergessen?“

Kramer traute seinen Ohren nicht; sprach so Herr Werner zu ihm?

„Ich will Ihnen einen besseren Vorschlag machen, Kramer: Sie können wohnen bleiben, wenn Sie wollen, und auf die Miete verzichte ich in Zukunft. Sind Sie damit einverstanden?“

„Aber!“ . . . Der alte Mann sprang in die Höhe, zitternd vor Freude; die hellen Tränen traten ihm in die Augen. „Sie machen Scherz?“ fragte er zweifelnd.

„Nein, es ist mir voller Ernst. Sie bleiben in der Gasse wohnen, unentgeltlich, so lange Sie leben. Und da Sie Ihre Stelle verloren haben, so können Sie in meiner Fabrik einen Posten als Aufseher übernehmen, monatlich 100 Franken Gehalt; ist's Ihnen recht?“

Kramer konnte nichts sagen, sein Herz war zu voll; das war zu plötzlich, zu unerwartet gekommen; er hätte dem Manne die Hand küssen mögen. Er trippelte sprachlos vor Freude und Ueberraschung umher, sank dann auf die Knie und rief: „Gott, ich danke dir!“

„Wie ist dies aber alles möglich, Herr Werner?“ fragte er, sich langsam erhebend.

„Wissen Sie, Kramer, daß Ihre Tochter meine Tochter pflegt?“

„Ist Ihre Fräulein Tochter denn krank?“

„Das wissen Sie nicht? Haben Sie Ihre Tochter denn lange nicht gesprochen?“

„Vor drei Tagen noch.“

„Und sie hat Ihnen nicht gesagt, daß sie mein Kind in schwerer Krankheit pflegt?“

„Keine Silbe. Sie spricht nie von Klosterangelegenheiten.“

„Ihre Tochter heißt doch Schwester Alara?“

„Ganz recht.“

Und wußte Sie, daß ich Ihnen die Wohnung gekündigt?“

„Das hatte ich ihr schon früher gesagt; ich war zu voll Leid, als daß ich es ihr hätte verschweigen können.“

Werner reichte dem alten Manne die Hand und sagte gerührt: „Sie haben eine brave, sehr brave Tochter. Seien Sie stolz auf sie!“

„Und auch auf meinen Sohn!“ versetzte Kramer, sich aufrichtend.

„Was macht denn Ihr Sohn?“

„Er sitzt im Gefängnis als ausgewiesener Priester.“

Werner schwieg. Jetzt erst fühlte er, was dieser Mann gelitten, auch durch ihn gelitten; dann sagte er: „Sie Un-“

nen also, sobald Sie wollen, bei mir eintreten. Da Sie eine Zeitlang schon ohne Stelle sind, so ist vielleicht Ihre Kasse schlecht bestellt. Nehmen Sie ein kleines Darlehn an. Ihrer braven Tochter kann ich doch nicht entgelten, was sie mir und meinem Kinde getan.

Er legte eine Geldrolle auf den Tisch und war verschwunden, ehe Kramer sich von seinem Staunen erholt hatte. Als bald nachher dessen Frau nach Hause zurückkehrte, und er ihr die Wendung der Dinge mitteilte, sagte diese unter Tränen: „Die Mutter Gottes hat mein Gebet erhört.“

Sechstes Kapitel.

In dem Kasino ging's am Abend dieses Tages laut her. Zum Kasino gehörten, wie wir wissen, die „gebildeten“ Elemente, die Intelligenz der Stadt, das heißt die Beamten, sonstige eingewanderte fremde Elemente und das Haus Israel stellten das größte Kontingent, während sich die Mehrzahl der seghaften Bürger der Stadt dieser Gesellschaft, ihres ausgesprochen „liberalen“ Charakters wegen, wenig sympathisch zeigte. Das Kasino sollte zwar laut Statuten einen politischen Charakter nicht tragen und neutraler Boden sein, allein die Zeitverhältnisse, die jede Halbheit sowohl wie jede Neutralität ausschließen und die Gegensätze mehr und mehr schärfen und zuspitzen und ein „Farbenbekennen“ entschieden fordern, bringen es heutzutage einmal so mit sich, daß auch im sozialen Leben die politischen und religiösen Gesinnungen sich scheiden, und so war das Kasino der Boden, auf welchem die „Regierungsfreundlichen par force, die Staatsstreuen und Aufgeklärten“ sich begegneten, während im Piusverein die „Römlinge“ zusammenkamen. Erfreulich ist eine solche Sonderung zwar nicht, die gähnende Kluft, welche in politischer Hinsicht das Land trennt, reißt dadurch auch ins bürgerliche Leben ein; allein in den Zeiten des „Kulturkampfes“ bildet sich eine solche Scheidewand allenthalben von selbst aus innerer Notwendigkeit, wenn die Geister nicht jeden Abend aufeinanderplätzen sollen und man in Gemütsruhe, ohne ärgerlichen Disput seine Flasche Wein trinken will.

Während in dem großen Spielsaale die Billardkugeln rollten und die Kartenblätter die Tische bedeckten, summt es in dem Konversationszimmer bunt durcheinander. An einem der Tische saßen die Getreuesten der Staatsstreuen, der Redakteur des liberalen Moniteurs, Dr. Blumenfeld, ein Steuerinspektor, zugleich Freimaurer, und ein Schullehrer, der durch seine Streitigkeiten mit dem Pastor der Pfarre, seine gehässigen Denunziationen und seinen aus Lächerliche grenzenden „Kulturreifer“ eine traurige Berühmtheit in der Stadt und deren Umgegend erlangt hatte. Sein größtes „Verdienst“ war, daß er einer armen Wäschfrau und einem armen Schustergejellen, welche sich einer Regierungsbeleidigung schuldig gemacht hatten, zu mehreren Monaten Gefängnis verholfen und den Pastor in der Schule in Gegenwart aller Kinder insultiert und ihm die Türe gewiesen hatte. Herr Linden, so hieß der wackere Biedermann, hoffte Schulinspektor zu werden, und er würde auch vielleicht zu dem Amte befördert worden sein, wenn er nicht durch seine Neigung zur Trunksucht und seine sonstige Führung gerechte Bedenken bei der vorgesetzten Behörde erregt hätte.

„Man behandelt das Pfaffen- und Kuttengesindel noch viel zu gnädig,“ sagte der Redakteur in „sittlicher Entrüstung“. „Ist es nicht ein wahrer Hohn, daß die trotzig Ausgewiesenen immer wieder auf ihre Stellen heimlich zurückkehren! Man hätte sie nicht ausweisen, sondern der russischen Regierung ausliefern sollen, die sie nach Sibirien transportiert hätte. Das ganze ultramontane Vereinswesen, welches die Männer zu willigem Stimmvieh dressiert und die Weiber in sogenannten Marianischen Kongregationen mit Medaillen, Bildchen und Sprüchlein ködert und verrückt macht, sollte unterdrückt werden. Denn die Pfaffen sind nur stark durch die Unterröcke, und diese bearbeiten

wieder die Pantoffelbrüder. O, hier in der Schweiz ist es noch finster, sehr finster; bei uns im Mutterlande, in Berlin, da sieht's anders aus. Auch die ultramontane Presse, dieses Schanderzeugnis der gräßlichsten Intoleranz, des wütendsten Fanatismus und der bodenlosesten Verdummung, müßte aufgehoben werden; die Berner Herren sollten einfach die ultramontanen Zeitungen verbieten und ihre Redakteure aus dem Lande jagen! Ist es nicht eine Schmach, daß unser Blatt, das dem Fortschritt der Bildung dient, nur einige Hundert Abonnenten hat, während das gegnerische Organ so viele Tausende zählt! So etwas ist nur hier im verdummten Jura möglich. Die Broschüren, die der patriotische Verein in Bern mit schweren Kosten herstellen und verbreiten läßt, und für welche wir unser gutes Geld ausgeben, damit der verdumnte Mann endlich sieht, was Wahrheit und Lüge ist, werden von dem fanatisierten Volke einfach in den Ofen geworfen! Soll einem da die Galle nicht überlaufen? Der Schweizer will nicht einmal, daß man ihm die Binde von den Augen reißt, die ihm das Licht verhüllt.“

Der Redakteur leerte zornig sein Glas und stellte es fast zu heftig auf den Tisch nieder. Er war ein Berliner Jüngling, in dessen Augen natürlich nur seine Vaterstadt die „Intelligenz“ gepachtet hatte. Die Berner Regierung hatte, als ne den Kulturkampf begann, sich nach Berlin um „gesinnungstüchtige“ Fabrikanten der „öffentlichen Meinung“ gewandt, und es war ihr Herr Stipp, bisher Arbeiter im Reptilien-Preßbureau, als eine besonders bewährte Kraft empfohlen worden. Als Herr Stipp nach dem katholischen Jura kam, hatte er sich gewundert und entsetzt, daß die „Pfaffen“ es wagen konnten, in priesterlichen Kleidern, das heißt im schwarzen Rode mit langen Schößen über die Straße zu gehen. Auffallend war es nur, daß der aufgeklärte Berliner es in dem finsternen, dummen Jura, über den er so weidlich schimpfte, aushalten konnte und sich dort wohlfühlte; er hätte doch besser daran getan, das undankbare Land, das seine Bemühungen um Ausbreitung der „Bildung“ nicht würdigte und verkannte, zu verlassen und den dummen Jurassiern den Rücken zu drehen. Aber es erging ihm, wie vielen anderen, die aus der Mark, aus Pommern und Ostpreußen nach katholischen Gegenden verschlagen werden, und, obschon sie tagtäglich über die katholische Bevölkerung, unter welcher sie leben, schimpfen und rasonnieren, doch nicht aus derselben fortzubringen sind, weil sie eben — von deren Fette leben.

„Ich erkläre mich mit den Ansichten des Herrn vollkommen einverstanden,“ fiel ihm Lehrer Linden ins Wort. „aber vor allen Dingen sollte man den Klöstern den Prozeß machen; es genügt noch lange nicht, daß man die Jesuiten schon im Jahre 1848 vertrieben hat, alle Klöster ohne Ausnahme müssen aufgehoben werden. Diese Brutstätten der Faulenzerei und des Müßigganges, der Intoleranz und des Fanatismus, der Unsittlichkeit und Schlemmerei müssen mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Sie sind der eigentliche Herd des Ultramontanismus, die Nester, in denen die schlimmsten Finsterlinge ausgebrütet werden, traurige Ueberbleibsel aus dem finsternen Mittelalter. Mönche und Nonnen jage man zum Kukud, aus den Klostergebäuden mache man Schulen oder Kaserne, — dann wird's besser im lieben Schweizer Vaterlande.“

Herr Berner hatte vor einigen Minuten am Tische Platz genommen und die letzten Worte Lindens mit angehört; die Hornesader auf der Stirne schwoll ihm. „Meine Herren,“ sagte er, „Sie schwägen Plech! Sie wissen, daß ich bisher ebenso dachte wie Sie, und daß ich die Berner Regierung in Ihrem Kampfe gegen Rom nach besten Kräften unterstützte; wer sich aber in Zukunft noch einmal erlaubt, in meiner Gegenwart über die Klöster zu schimpfen, der hat es mit mir zu tun!“

Die übrigen vier blickten erstaunt auf und lächelten. Machte Berner Scherz, oder war er plötzlich ein Römling geworden? Er fuhr fort:

„Ich sage Ihnen, meine Herren, wer über die Klöster schimpft und den Stab darüber bricht, der kennt sie nicht. Auch ich habe bisher über sie eine schlechte Meinung gehabt, weil ich sie nur aus schlechten Romanen und falschen Zeitungsberichten kannte, aber nie Gelegenheit hatte, sie aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Ueberhaupt glaube ich, daß Vorurteile, Unkenntnis des Sachverhaltes, blinde Voreingenommenheit und Haß in dem ganzen Kulturkampf eine sehr große Rolle spielen . . . Sie wundern sich, daß ich so spreche? Hören Sie: die Krankheit meiner armen Tochter ist derart, daß ich trotz hohen Lohnes eine Wärterin nicht mehr finden konnte; meine Frau ließ eine Nonne kommen, und ich habe mich überzeugt, wie diese Nonne mein Kind pflegt. Sie ist unermüdlich, aufmerksam, freundlich und hingebend; da ist von Intoleranz und Frömmerei keine Rede; die Schwester ist resolut, sie hat meine Tochter gerettet; nichts war ihr zu viel, keine Arbeit zu ekelhaft, und doch war sie stets bescheiden und einfach; der Ungeduld der Patientin begegnete sie mit der größten Sanftmut. Glauben Sie vielleicht, wenn man die Nonnen vertreibt und von Staatswegen Krankenpflegerinnen bestellt, diese Personen würden gegen Bezahlung das tun können, was die braven Nonnen aus innerem Berufe, aus eigenem Antriebe, „um Gottes willen“, wie sie sagen, mit Lust und Freude tun? Nimmermehr! Darum kein Wort mehr gegen die Klöster!“

Der Lehrer schwieg beschämt, der Berliner trank ärgerlich sein Glas leer, wußte aber auch nicht eine Silbe zu erwidern. Der Doktor Blumenfeld biß sich ärgerlich auf die Lippen; so etwas war im Kasino noch nicht vorgekommen. Im Kapitel von den Nonnen waren, das fühlte der Doktor heraus, heute abend keine Vorbeeren zu pflücken; deshalb warf er sich auf ein anderes Thema.

„Jedenfalls,“ begann er, indem er sich die Brille bedächtig putzte, „sollte man doch die Prozessionen und Wallfahrten verbieten, die stören ja ungemein den Straßenverkehr. Auch wirkt die Entfaltung des kirchlichen Pompes auf den Straßen blendend auf die leicht betörte Menge, und die bunten Fahnen und die goldstrotzenden Priestergewänder schmeicheln der Phantasie; durch diese Veräußerung der Religion aber wird dem Wesen derselben geschadet. Endlich befördern auch die Wallfahrten bekanntlich die Unsitlichkeit.“

„Was,“ fuhr Herr Werner erregt auf, „die Prozessionen stören den Straßenverkehr? Als wir neulich, Herr Doktor, den Staatspfarrer auf dem Bahnhofe in Empfang nahmen, hatten wir mit unseren Wagen auch den engen Zugang zum Bahnhofe versperrt, und Sie wissen noch recht gut, daß der Herr Gastwirt „Zum Stern“ sich damals bei uns beschwerte, weil seine Kutsche durch unsere Wagen verhindert worden, einen Engländer bis zum Bahnhofgebäude zu fahren. Wenn nun der Hotelbesitzer deshalb ein Gesetz beantragen wollte, durch welches verboten würde, mit Wagen zum Empfange von Bekannten auf den Bahnhof zu fahren, würde sich der Mann nicht unsterblich lächerlich machen? Der Fackelzug, den Sie angeregt haben, als der Landamann seine Stelle hier antrat, hat er nicht den Verkehr gehemmt? Wissen Sie nicht, daß der Kreisarzt, der gerade damals zu einem Kranken fuhr, einen Umweg machen mußte, bloß Ihres Fackelzuges wegen? Sollten deshalb die Fackelzüge verboten werden?“

Der Doktor nahm seinen Hut und ging. Der Berliner Fabrikant der öffentlichen Meinung aber ließ sich den „Kladderadatsch“ geben, um sich in der Belustigung an dessen gemeinen Witz einen Ersatz für die erlittene Niederlage zu suchen. Herr Werner aber rieb sich vergnügt die Hände und bestellte sich eine Flasche Wein. (Fortf. folgt.)

Totenkranz.

Dem Wiesen- und dem Heidekind
Vom märkischen Land und See,
Der nun Entschlafnen dieser Kranz
Ans Blum' und Blatt vom Klee.

Das flache weite Wiesenland,
So offen und so klar;
Des Waldes knorr'ger Fichtenstamm
Ihr Wesensabbild war.

Drum denk im Rahmen der Natur
Ich, teure Cote, dein,
Und möcht', daß um dein liebes Bild
Sich diese Blätter reih'n.

Carl Theodor Schulz, Dresden.

Wie Meyer berühmt wurde.

Von Heinrich Peter Hartmann.

(Nachdruck verboten.)

Mathias Meyer war ein kreuzbraver Kerl. Aber alle braven Menschen haben einen Punkt, wo sie sterblich sind. Also auch Mathias Meyer. Er hatte nur den einen Wunsch, bekannt und berühmt zu werden. Ein Orden oder eine Auszeichnung war sein Ziel. Sein ganzes Handeln und Streben richtete sich auf diesen einen Punkt. Er versuchte das Verschiedenste, erfand, sammelte, dichtete, aber es gelang ihm nicht. Seine Gedichte druckte keiner, seine Erfindungen patentierte man nicht, und was er sammelte, sollte nicht echt sein.

Seine Freunde, die um seine geheimsten Wünsche wußten, hänselten ihn mit jedem Tage mehr. Bei der letzten Stammtischsitzung sagte sein Freund Müller:

„Na, Meyer, kommt denn nun Ihr Bild bald in die Zeitung?“

Und ein anderer meinte:

„Bei der letzten Ordensverleihung haben Sie ja wieder keinen gekriegt.“

Und alle lachten. Meyer aber, sehr ernst, sagte:

„Wartet nur die Zeit ab, es kommt schon noch.“

Und das Glück kam ihm zu Hilfe.

Meyer machte einen Spaziergang, weit draußen, wo die letzten Häuser stehen. Seine Gedanken schweiften eben wieder in kühnen Bildern des Ruhmes. Plötzlich fühlte er sich angerannt und umgestoßen. Dann hörte er laut gellende Silberrufe:

„Halt ihn, halt ihn!“

Meyer ahnte, um was es sich handelte und machte Jagd auf den Mann, hinter dem zwei Frauen herriefen. Endlich hat er ihn. Es entspinnt sich ein Kampf, bei dem schließlich Meyers Kräfte siegen. Herbeieilende Menschen helfen ihm, und der Verbrecher, denn um einen solchen handelt es sich, wird festgehalten.

Meyer blutete zwar, aber es war nicht gefährlich. Nach Anlegung eines Verbandes begab er sich nach Hause.

Am Nachmittag ward ihm Besuch gemeldet. Er ließ den Herrn bitten, und dieser stellte sich ihm vor als Ephraim Berliner, Reporter des Neuigkeits-Weltblattes.

Man nahm Platz. Der Reporter kam auf den Zweck seines Besuches zu sprechen, auf die Heldentat Meyers am Morgen. Meyer, geschmeichelt, erzählte gern alles. Dabei kam man ins Gespräch und Meyer fing an, von seinem Fliegenfänger, den er erfunden, zu erzählen, von seinen Theaterstücken und von seinen wertvollen Sammlungen. Der Reporter ist ganz entzückt. Das ist ja ein kolossales Glück, daß er gerade Meyer entdecken kann. Das wird ihm sein Chef hoch anrechnen. Und er macht Meyer die lebenswürdigsten Komplimente, die dieser natürlich gebührend entgegennimmt, und immer mehr erzählt er dem eilends schreibenden Reporter.

„Und Sie sind wirklich ein Kind unserer Stadt?“ fragt dann der Reporter.

„Wenn ich es Ihnen sage, Herr Doktor.“

„Aber das ist doch ganz kolossal, daß man bisher auf Sie nicht aufmerksam geworden ist. Ein Kind unserer Stadt und so ein Genie.“ Meyer wird rot vor Freude. „Da sieht man wieder die undankbare Mitwelt, die das Talent nicht hochkommen läßt. Seien Sie froh, daß Sie der Zufall endlich Ihrer Verborgenheit entriß. Wenn ich

bedenke, daß Sie, der Erfinder des Fliegenfängers „Er ist unerreich“, der Besitzer der kostbaren Glasfenster, die noch von den Phöniziern herrühren, so unbekannt sind, das ist wirklich toll.“

„Ja, und dann als Dichter des Dramas „Der unzerreißbare Löwe“,“ schaltete Meyer ein.

„Ganz recht,“ wiederholte der Reporter, „nicht wahr, und Sie geben mir auch eine Photographie, denn natürlich müssen wir auch Ihr Bild bringen. Es wäre ja geradezu unverantwortlich, Sie länger der Mitwelt zu verbergen.“

Selbstverständlich brachte Meyer sofort das Verlangte. Gleich in mehrfacher Auswahl. Als Sammler in seinem Karitätenkabinett, als Dichter am Schreibtisch, den „Unzerreißbaren Löwen“ dichtend, und als Erfinder, am Fliegenfänger arbeitend. Der Reporter entschloß sich jedoch zu einem einfachen Porträt, denn er meinte, Schlichtheit wirke in diesem Falle am besten.

Das Bild wurde eingepackt. Der Reporter rechnete im Geiste die Zeilen und das Honorar aus, und Meyer schwamm in Seligkeit. Als dann der Reporter ging, hielt es Meyer nicht mehr im Hause aus. Er stürmte ins Stammlokal. Zwar noch niemand da, aber schließlich konnte er ja dem Ober von seinem Glücke Mitteilung machen. Später kamen die Freunde. Erst ließ er sich hänseln, dann aber stand er auf und sagte mit Würde:

„Das hat nun ein Ende. Kaufen Sie sich nur morgen das Neuigkeits-Weltblatt und Sie werden staunen, wie berühmt der Meyer plötzlich geworden ist. Aber dann werden Sie Abbitte leisten für Ihre Illusionen.“

Und als er die ungläubigen, verdutzten Gesichter sah, setzte er hinzu:

„Ja, ja, staunen werden Sie, was Ihr Stammtischmitglied für eine bedeutende Persönlichkeit geworden ist. Endlich wird man mich würdigen, und zwar ganz: als Dichter, als Sammelforscher und Erfinder.“

An diesem Abend sprach man nicht mehr über diesen Punkt, da man beim besten Willen nicht wußte, was man sagen sollte. Spät trennte man sich. Meyer ging nicht nach Hause. Bei einer Flasche Rotwein haute er die kühnsten Luftschlöffer. Ehrenbezeichnungen, Orden würde es jetzt regnen. Er würde mit einem Schlage ein berühmter Mann werden. Und wie das seine Schaffenskraft beleben würde! Gleich morgen würde er an den schon lange projektierten Wanzenfänger gehen. Und mit Wonne gab er sich schon jetzt dem Glorienschein der Verühmtheit hin, der ihn umgeben würde.

Der Wirt bot Feierabend. Meyer war eigentlich etwas unangenehm berührt, so aus seinen schönen Träumereien gerissen zu werden. Er stand auf und ging. Auf der Straße begegneten ihm die ersten Zeitungsfrauen. Meyer wollte sofort ein Blatt haben. Die seien für feste Abonnenten. Meyer bot einen Taler, das war natürlich was anderes.

Fiebernd überslog er die Spalten. Politik . . . the splendid isolation . . . die Tuberkulose . . . das interessierte ihn natürlich alles nicht.

Da: . . . ein lang gesuchter Verbrecher . . . der mutige Verfolger . . . eine große Entdeckung für unsere Stadt . . . ein Kind unserer . . . der Erfinder . . . der „unzerreißbare Löwe“, ihm flimmerte es vor den Augen, er las und las und hätte schreien mögen vor Freude und Uebermut.

Und auf der anderen Seite standen die Bilder . . . Ja . . . aber was war denn das? . . . der Redakteur mußte ja die Bilder verwechselt haben . . . Er als Verbrecher und jener als Meyer . . . Wie ein kalter Wasserstrahl traf es ihn.

O, diese Plamage, die Freude der Freunde! Was half es ihm, wenn der Irrtum morgen richtig gestellt würde! Der Fluch der Lächerlichkeit blieb an ihm haften.

Mühsam wankte er nach Hause, packte seine Koffer und reiste ab. Nur jetzt niemand sehen oder treffen.

Mathias Meyer hat endgültig auf das Verühmtwerden verzichtet.

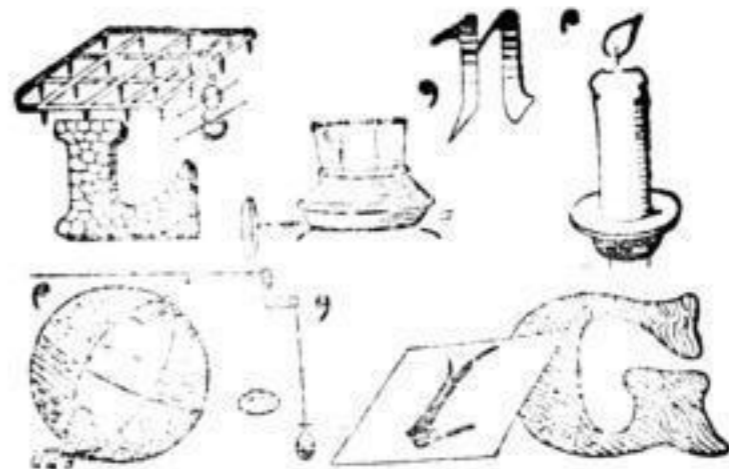
Bergerbild.



Run lebe wohl, Geliebte, dort kommt schon mein kleiner Bruder, mich zu holen.

Rätsel = See.

Bilderrätsel.



Silbenversteckrätsel.

Rosenstrauch, Vorderindien, Vorbesitzer, Stenographie, Armenien, Taschendieb, Schaft, Abendbrot, Beihilfe, Predigt, Fehltritt, Müller.

Es ist ein Sinnspruch zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach versteckt sind in nachstehenden Wörtern ohne Rücksicht auf deren Silbenteilung.

Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 5:
Parlamentsstenograph.

Auflösung der Zahlenpyramide in Nr. 5:
Ton, Nota, Ornat, Patron, Patrone.

Lösung der Gleichung in Nr. 5:
Januar (a Zahn, b Rubier, c Vier, d Nr.)

Auflösung der Zahlenschrift in Nr. 5:
Im Wollen, nicht im Handeln liegt die Schuld.

Richtige Lösungen sandten ein: Rudolf und Fritz Meier, Dresden; Joseph Schwind, Schwarzenberg; Martha Frenzel, Sebnitz; Rudolf Salzer, Schwarzenberg.